

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 22 (1918)

**Artikel:** Volkskundliches bei den Schweizer Soldaten  
**Autor:** Stingelin, F.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575465>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Rheinfall zu besuchen (dort gelegene Hotels hätten infolgedessen zu Instituten umgewandelt werden müssen). Darin spricht sich nun eine ganz falsche Anschauung aus; denn der stete Wechsel der Reiseziele ist keine Modesache, die durch „Vereinheitlichung und Konzentrierung der Propaganda“ beliebig gedeichselt werden kann, sondern er ist strengen, allerdings geistigen Gesetzen unterworfen; in ihm spiegeln sich jeweils deutlich die großen geistigen und künstlerischen Bewegungen und Anschauungen eines ganzen Zeitalters wieder. Früher, da man noch aus den Quellen der Romantik schöpfte, da zog es unsere Väter zum Rheinfall, zu brausenden Wassern und zum rauschenden Wald. Heute, in den Tagen Hodlers, da spricht die stille Größe des eigentlichen Hochgebirgs ihre klare, monumentale Sprache zu uns. So gilt also auch hier das alte Wort des weisen Heraklit vom steten Fluß der Dinge, und daher kann auch nur der die Pro-

paganda richtig leiten, der selber diese geistigen Strömungen kennt und an sich erfahren hat.

Ich bin am Schlusse angelangt. Meine Ausführungen erheben nicht den Anspruch auf unbedingte Richtigkeit in allen ihren Teilen; falsche Verallgemeinerungen und andere Fehler mögen sich darin vorfinden. Aber die Grundwahrheit, auf der ich meine Gedankengänge aufgebaut habe, die muß festgehalten werden: Geld und äußere Mittel, wie technische Konzentration der Propaganda usw. allein genügen nicht, um den Fremdenverkehr so zu fördern, wie dies nötig ist. Denn gerade diejenigen Grundlagen, die ihm erst seine wahre Existenzberechtigung verleihen, sind geistiger Natur. Und daher kann auch unser einziges Ziel nur das sein, diese geistigen Kräfte so zu fördern und zur Entfaltung zu bringen, daß sie bis in alle Einzelheiten hinein richtungs- und tonangebend wirken.

Dr. Samuel Guher, Gersau.

## Volkswundliches bei den Schweizer Soldaten\*).

### I. Gedanken über Demokratie und Armee.

Vor dem Ausbruch des großen Krieges mußte der Schweizer nur eine verhältnismäßig kurze Zeit in der Kleidung des Soldaten zubringen. Er wurde nicht in zwei- und dreijähriger Dienstzeit zum Krieger erzogen, sondern er blieb auch im Wehrkleid der Bürger seines Vaterlandes. Er nahm Gewohnheiten seiner engern und weitem Heimat mit in den Militärdienst, und wenn sie ihm abgewöhnt werden sollten, weil sie angeblich oder begründet nicht zu einem sogenannten straffen Dienstbetriebe paßten, so genügte die kurze Ausbildungszeit nicht zur gründlichen Abgewöhnung. Wohl schien es während der Zeit des scharfen Exerzierens und des genauen innern Dienstes, als ob der Bürger zum durchgebildeten Soldaten geworden sei, aber am Abend beim Ausgang, an freien Sonntagen, auf Reiseummärschen und bei Gefechtsübungen wagten sich die unterdrückten Gewohnheiten wieder hervor. Die langen Dienste seit 1914 nun gaben Gelegenheit zu gründlicherer Ausbildung,

und es wäre die Frage zu stellen, ob jetzt, nach vier Kriegsjahren, der Schweizer Bürger zum Soldaten geworden ist oder nicht, ob er seine heimatlichen Gewohnheiten ablegt, sobald er die Uniform anzieht, oder ob er sie immer noch mit ins Soldatenleben nimmt.

Man wird auf diese Frage keine bestimmte, scharfe Antwort geben können. Gewiß hat die lange Grenzbefestigungszeit in unserer Armee manches hervorgebracht, das seine Wurzeln nicht im Volksleben hat, Besonders für Lied und Wort wurde aus alten und neuen Quellen militärischer Art geschöpft. Man könnte sagen, das Leben unserer Wehrmänner sei soldatenscher geworden. Vor dem Krieg ließen sich mit Sicherheit nur solche Einflüsse feststellen, die vom Volksleben auf das Militärleben wirkten, während in umgekehrter Richtung wenig oder keine Be-

\*) Gleich hier sei nachdrücklich hingewiesen auf die einschlägige Publikation von Dr. Hans Bächtold, *Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten* (4. u. 5. Tausend; Basel, Verlag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 1916), die der Verfasser dann als Quelle nennt für die weiteren drei Kapitel seiner Arbeit. A. b. R.

einflussung stattfand; heute jedoch läßt sich im Volksleben mancherlei beobachten, das seinen Ursprung in der Armee hat.

Man singt die Lieder der Soldaten und erzählt sich ihre Wäke. Die Buben schlagen ihre Absätze zusammen, daß es nur so knallt; der blutdürstigste Drillmeister könnte seine Freude daran haben. In Ortschaften, die häufig mit Militär belegt sind, stellen sich die kleinsten Knirpse in den Sentel und salutieren, wenn ein Offizier vorbeigeht. Diese Beispiele ließen sich vermehren, doch ist dies nicht die Aufgabe, die ich mir stellte. Für mich handelt es sich darum, einwenig bei unsern Soldaten zu verweilen, um sie zu beobachten und zu belauschen und dabei einige der Täden zu finden, die sie mit ihrer Heimat und mit dem Leben ihres — unseres — Volkes verbinden. Meine Arbeit kann unmöglich etwas Vollständiges bieten; es ist dies auch nicht ihr Zweck. Ich möchte die Leser eigentlich nur anregen zu eigenen Beobachtungen und Forschungen; denn dadurch wächst das Verständnis für unser Heer. Und unsere braven Soldaten verdienen es, daß man sich um sie kümmert und daß man sie zu verstehen sucht, sowohl in ihren Tugenden wie auch in ihren Fehlern. Diese letztern freilich stellen sich nach Erforschung ihrer innersten, tieffsten Ursachen meistens gar nicht mehr als Fehler dar, sondern als Gewohnheiten oder Eigenschaften unseres Volkes. Sie erscheinen als Fehler, als Unvollkommenheiten nur denen, die ihre Muster für Soldatenausbildung aus dem Ausland beziehen, und zwar mit Vorliebe aus Preußen.

Versuchen wir also, bei unsern Soldaten einiges aufzustoßern, das sie kennzeichnet als Angehörige unseres Volkes, als Schweizer kurzweg, und das sie unterscheidet von dem Allerweltsmustersoldaten, der immer noch als Ideal in schmal- und breitbeinigen Köpfen spukt.

Oberster Grundsatz bei einer kriegstüchtigen Armee ist Disziplin, Subordination, mit andern Worten: Der Soldat muß gehorchen, muß sich unterordnen. Es gilt nur ein Wille: der des obersten Führers. Seinen Befehlen muß ohne

Fragen, ohne Denken, muß blindlings gehorcht werden.

Als bestes und fast einziges Mittel zur Anerziehung dieses Gehorsams gilt die Gewöhnung an Einheitlichkeit auch in den kleinsten Dingen, in den scheinbar nebensächlichsten Neußerlichkeiten. „Uniform“ muß alles sein: die Tornisterriemen müssen bei allen auf die gleiche Art geschlaucht sein; alle Schnallen sollen sich nach der gleichen Richtung kehren; auf dem Marsche müssen alle Hosen gleich hoch aufgestülpt und alle Blusen bis zum gleichen Knopf geöffnet sein; bei den Reinigungsarbeiten wird verlangt, daß alle gleichzeitig denselben Gegenstand sauber machen; Gewehrgriff, Gruß, Taktschritt werden mit Aufwand von viel Geduld, Belehrung und Übung nebst einem reichlichen Maß von Ärger, der sich beidseitig, bei Vorgesetzten und Untergebenen, häufig in Fluchen und Schimpfen Luft macht, möglichst „uniform“ — einheitlich — gestaltet.

Diese Beispiele ließen sich zu unzähligen vermehren. Sie sollen uns nur eine Ahnung davon verschaffen, mit welchen Mitteln und mit welchem Aufwand an Zeit und Willenskraft gearbeitet wird, um dem Führer ein gehorsames Werkzeug zu verschaffen, das er ausschließlich nach seinem Willen verwenden kann, unbekümmert darum, ob die einzelnen Teile von der Zweckmäßigkeit seiner Maßnahmen überzeugt sind oder nicht; sie haben sich ganz einfach dem höhern Willen zu fügen. Ihre eigenen Gedanken und Ansichten müssen sie im Innersten verwahren. Wer sie laut werden läßt oder sie sogar zur Richtschnur seines Handelns macht, ist strafbar, wird zum Meuterer, zum Aufrehrer, zum Empörer.

Wie stellt sich nun der Schweizer zu dieser Einheitlichkeit, dieser „Uniform“?

„Sie paßt ihm nicht!“ könnte man kurz und klar antworten. Und warum nicht? Auf diese Frage sollte man näher eingehen, um eine überzeugende Antwort geben zu können; hier muß ich mich auf Andeutungen beschränken.

Der Gedanke von der unbedingten Unterordnung, der Grundsatz „Hier wird pariert und nicht gemußt“ hat in unserm

Land nie gedeihen können; es fehlte der Nährboden und das günstige Klima. Und wenn er je einmal Wurzel fassen konnte und das Land zu überwuchern drohte, so kam ein Sturm und fegte ihn weg. Umso üppiger gedieh er in den Nachbarstaaten, in den absoluten Monarchien. Dort wurde der Bürger zum unbedingten Gehorsam gegenüber seinem Landesherrn erzogen; wie dieser es befahl, so mußte er denken, glauben, sprechen und handeln. Der Untertanenverstand wurde Jahrhunderte hindurch gepflegt, anerzogen und erzwungen. Leicht fand sich dann der gehorsame Bürger in die strenge Zucht des Heeres; er war es schon gewöhnt, nach fremdem Willen zu handeln. Was ist eine Armee anderes als eine absolute Monarchie, da einer befehlt und alle andern gehorchen?

Dieser Absolutismus hat nie zu unserer Demokratie gepaßt und wird ihr nie anzupassen sein. Seit 1291 und wohl schon geraume Zeit vorher hat in unserm Lande der demokratische Gedanke seine Heimat gehabt, hat sich entwickelt, hat gegen Druck sich gewehrt. Jeder rechte Schweizer hat mit dem Blut auch das Gefühl für Freiheit von seinen Vätern geerbt; es steckt in ihm der Stolz des freien Bürgers, der Stolz über die Zugehörigkeit zu einem freien Volke, aber auch der Drang nach Freiheit der Persönlichkeit. Und jeden Versuch, ihn in seiner persönlichen Selbständigkeit und Freiheit einzuschränken, empfindet er als Druck und ungerechten Zwang.

Diese Tatsachen, nicht etwa nur die kurze militärische Ausbildung, sind schuld, daß wir in unserem Heere so viele Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten des Volkslebens vorfinden. Und dieser demokratische Geist offenbart sich nicht nur beim gemeinen Soldaten, er wirkt durch alle Grade hinauf.

Der Leutnant, der in seinem Zug den Bajonettstoß ein klein wenig anders übt, als vorgeschrieben, weil er findet, gerade so sei der Stoß am wirksamsten — der Hauptmann, der in seiner Kompagnie verlangt, daß die Schnalle des Gamellenriemens einen Finger breit von der Schlaufe am Deckelgriff entfernt bleibe, statt anzuschließen wie üblich — der

Major, der die Pompons gerade ausgerichtet liebt, statt etwas nach vorn gedrückt — der Regimentskommandant, der auf den Planen keine geschlossenen Gamellen sehen will — der Brigadefeldkommandant, der die Schildwachen „Raus“ brüllen läßt, anstatt „Wache heraus“ — der Divisionär, der die Wadenbinden von oben nach unten wickeln läßt statt umgekehrt — sie alle handeln nicht etwa aus Strebertum so, sondern aus bewußtem oder unbewußtem Trieb nach Unabhängigkeit, Selbständigkeit, aus Drang nach persönlicher Freiheit, aus demokratischem Gefühl.

Solche Eigenmächtigkeiten und Liebhabeereien sind in den Armeen der kriegführenden Länder undenkbar. Da gibt es ein System, ein Reglement, und Abweichungen sind ausgeschlossen. Das Merkwürdige aber ist, daß in geringfügigen Neußerlichkeiten der Soldat dort selbständiger und freier ist als bei uns, allerdings vielleicht auch erst seit der Dauer des Krieges, weil dieser an wichtigern Sachen Gelegenheit genug gibt, die Soldaten zum unbedingten Gehorsam zu erziehen.

Man betrachte z. B. in irgend einer Zeitschrift das Bild einer Abteilung im Freimarsch! Von ausgerichteten Vierereihen, einheitlichen Marscherleichterungen, gleicher Tragart der Gewehre meist keine Spur. Auch die Deutschen mit ihrer als vorbildlich geltenden Disziplin machen da keine Ausnahme. Und bei uns? Da ist das Wort Freimarsch eine Ironie. Wie ein Schäferhund die Herde, so muß der Zugführer seine Abteilung zusammenhalten. „Aufschließen, rechts anhalten, eindecken, ausrichten!“ So bellt er die ganze Zeit seine Leute an. Der Hauptmann hat seinen Gaul hauptsächlich dafür, um immer wieder die Kompagnie abzureiten und festzustellen, daß alle seine Knaben das Sturmband genau gleich hinter das Pompon gelegt haben, das Gewehr auf der befohlenen Schulter tragen und die Ärmel gleich weit umgestülpt haben. Ich glaube zwar, in letzter Zeit ist der Freimarsch freier geworden; aber ich erinnere mich an viele Märsche, da das ewige Befehlen „Käppi auf — Käppi ab — Gewehr anhängen — Gewehr auf

die linke Schulter — Gewehr auf die rechte Schulter“ bei Vorgesetzten und Untergebenen zur Müdigkeit des Körpers eine seelische Gereiztheit fügte, daß es nicht mehr gemütlich war. Es fehlte je- weilen nur noch, daß man die Soldaten wie Kleinkinderschüler die Querbölzer eines langen Seiles fassen ließ.

Und trotz all diesem Zwang und dieser Genauigkeit in Kleinigkeiten fehlt es in unserer Armee doch an einer feststehen- den, gültigen Einheitlichkeit. Die Ursache ist wieder der demokratische Geist, der auch bei unsern höchsten Führern wirkt. Ein neuer Kommandant hat etwas andere Ansichten als sein Vorgänger, und als freier Schweizer fühlt er sich berechtigt und verpflichtet, seine Truppe darnach zu erziehen, sei es daß er vorher Unwichtiges nun als Hauptsache erklärt oder daß er Aenderungen einführt. Nichts aber bringt unsere Soldaten so zum Reden und auch zum Schimpfen wie ein neuer Ge- wehrgriff, ein anderer Gruß oder ein um- geänderter Taktschritt. Was sie einmal gelernt und sich zur Gewohnheit gemacht haben, das lassen sie sich ungern nehmen oder in veränderter Form eindrillen, im Militärleben so wenig wie im Volks- leben. Allerdings bewahren Aenderungen und Neuerungen vor Verknöcherung; aber sie sollten sich nicht mit Nebensäch- lichem befassen. Die Erfahrungen des Krieges haben den Soldatenerziehern viele neue Aufgaben gestellt, wichtige Auf- gaben, sowohl im Gebrauch neuer Kampf- mittel wie auch im Kampfverfahren.

Auch die Heere der kriegführenden Mächte mußten hier Neues lernen. Aber sie konnten das Neue auf feststehendem Altem aufbauen. Befahrte Offiziere, die während vielen Jahren keine Uniform mehr getragen hatten, konnten ohne wei- teres bei der Rekrutenausbildung ver- wendet werden. Das Elementare war noch genau gleich wie vor Jahren, weder Gewehrgriff, noch Taktschritt, noch Gruß hatten sich geändert. Und wenn auch, so hätte eben der monarchistische Soldat mit seiner ererbten Subordination das Neue gelernt, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Anders der demokratische Soldat. Daß der Krieg neue Aufgaben stellt, be- greift er, und er geht mit Eifer an ihre

Lösung. Aber wenn ihm im vierten Kriegsjahr gesagt wird, er habe bis jetzt keinen rechten Gewehrgriff gemacht, und er dann wochenlang mit solchen neuen Sachen geschlaucht wird, fängt er an zu stuken und zu denken. Wohl dem Führer, der vorher das volle Vertrauen seiner Untergebenen erworben hat und es nun auch zu erhalten versteht!

In unserer Demokratie muß zum absoluten, monarchischen Willen des Vorgesetzten noch das feste, unerschütterliche Vertrauen des Untergebenen treten. Dann erst wird es diesem möglich werden, aus ei- genem freiem Willen und mit Ueberzeu- gung sich dem Willen des Vorgesetzten unterzuordnen — zum Wohle des Gan- zen aus freiem Willen zu gehorchen.

Denn gehorcht muß werden. Ohne Einheitlichkeit im Wichtigen und ohne unbedingten Gehorsam wäre unsere Armee nicht brauchbar. Aber eben — es sollte kein blinder Gehorsam sein, sondern ein Gehorsam, der auf der Selbstdisziplin und dem Vertrauen des Einzelnen beruht.

Dies unsern Soldaten anzuerziehen, mag wohl schwer sein; aber es sollte nicht schwerer sein als in andern Armeen die Erziehung zum blinden Gehorsam (wenn dies überhaupt noch gemacht wird) und sollte in unserer Demokratie leichter sein als in Monarchien. Denn eigentlich be- ruht doch eine Demokratie auf dem Ge- danken der freiwilligen Unterordnung des Einzelnen zum Wohl des Ganzen. Dazu braucht es aber geistig hochstehende Men- schen, und das sind doch wir Schweizer — oder nicht?

Soll also unsere Armee trotz dem ab- soluten, monarchischen Prinzip, das sie naturgemäß in sich trägt, doch demo- kratisch sein, so muß der unbedingte Ge- horsam auf der Selbstdisziplin des Einzel- nen beruhen. Ob bei der Erziehung zur Selbstdisziplin der Zwang in kleinen, geringwertigen Neußerlichkeiten so wich- tig ist, wie immer und immer wieder ge- lehrt wird, darüber erlaube ich mir kein Urteil. Er wird wohl nicht zu umgehen sein; denn man hat bis jetzt keine andern Mittel gefunden. Ob bei unsern denken- den und von Freiheitsgefühl beseelten

Soldaten etwas anderes doch leichter zum Ziele führen würde? Wer weiß! Man müßte vielleicht nur die Blicke von den monarchischen Heeren abwenden.

Die Eidgenossen haben sich sonst nicht so sehr vom Ausland beeinflussen lassen. Greifen wir als Beispiel die Reformation heraus. In Deutschland verband sich damit eine starke, demokratische Bewegung oder gab eigentlich den Anstoß dazu. Als dann im Ritter- und Bauernkrieg die Träger dieser Bewegung besiegt wurden, geriet die neue Lehre, die sich von Rom befreit hatte, in die Gewalt der Fürsten, und die neue Kirchenordnung war so päpstlich wie zuvor. Die Anhänger des Demokraten Zwingli, von den Regern Deutschlands, von den Lutheranern, wieder als Keger betrachtet, wurden so eine Art Keger im Quadrat. Ich will damit nur sagen, daß die Schweizer je und je eigene Wege gingen, Wege, die freieren Ausblick boten, die sie aber oft auch mit Blut tränken mußten.

Und noch einen Rückblick in alte Zeiten will ich tun. Wenn in einem tüchtigen Heere vor allem Mannszucht und unbedingter Gehorsam erforderlich sind und sich die demokratischen Schweizer so schwer unter solchen Zwang fügen können, wie konnten sie einst das begehrteste und zugleich gefürchtetste Kriegsvolk sein?

Geschichtliche Tatsachen lassen erkennen, daß es mit der blinden Subordination oft haperte. Man denke z. B. an die Schlacht bei St. Jakob an der Birs, wo gegen höhern Befehl und gegen den Willen der Hauptleute die Birs überschritten wurde, oder an die vielen Fälle, wo nach einem Mißerfolg oder bei unregelmäßiger Löhnung die Fähnlein heimzogen. Solche Meutereien waren schuld am Verlust manches eroberten Gebietes. Und doch heftete sich der Sieg immer wieder an die Fahnen der Schweizer. Wie kam das?

Einmal stand es mit der Disziplin in den gegnerischen Heeren nicht besser, eher schlimmer. Zum andern waren schon damals alle Schweizer wehrpflichtig, und zwar vom 16. bis zum 60. Altersjahr. Sie konnten deshalb mit größerer Macht ins Feld ziehen als ihre Gegner mit den Söldnerheeren. Ferner kann man

mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß in der Zeit zwischen den einzelnen Feldzügen die Mannschaft im Waffenhandwerk ausgiebig und zielbewußt ausgebildet wurde, wohl weniger in der Einheitlichkeit nebensächlicher Dinge als im kräftigen, sichern Gebrauch der Waffen und im gelenkigen, ausdauernden, geordneten Marsch. Dazu kam noch die von den Ständen und von der Tagsatzung geforderte stete Bereitschaft. Wehr und Waffen mußte der Einzelne auf eigene Kosten anschaffen, sie durften aber nicht gepfändet werden. Einige Städte nahmen keinen ins Bürgerrecht auf, der nicht Harnisch und Waffen besaß, und in den Ländern kam es vor, daß die Steuerpflichtigen je nach dem Vermögen einen oder mehrere Harnische liefern mußten. Auch Besichtigungen fanden statt. Entweder wurde dazu die Mannschaft nach Gemeinden, Kreisen, Zünften oder Quartieren zusammenberufen, oder es wurde die „Harnischschau“ an Hand der Harnischrödel in den Häusern vorgenommen. Diese Art der Besichtigung wurde angeordnet, wenn ein Kriegausbruch erwartet wurde und man Aufsehen vermeiden wollte. Zu der Bereitschaft gehörte auch ein gut eingerichteter Rundschafterdienst. So wurde es möglich, daß das Heer der Eidgenossen viel rascher marschbereit war als das des Feindes.

Hierin zumal waren die kriegerischen Erfolge unserer Vorfahren begründet. Als die Gegner diese Einrichtungen nachahmten, als sie die Heere der wohlgeübten Landsknechte bildeten, als sie die allgemeine Wehrpflicht einführten, da erst wurde die Kleinheit unseres Landes zum Nachteil. Noch können wir rascher mobilisieren als andere Staaten, noch schützen uns Lage und Gestalt unseres Vaterlandes, noch dürfen und wollen wir auf die Neutralitätsverträge vertrauen; aber sicher können wir auf unsere Wehrmacht nur bauen, solange sie wurzelt in unserem Volke, solange sie sich nährt von Freiheitsinn und Heimatliebe.

An einigen wenigen und ungesuchten Beispielen sei gezeigt, wie fest unsere Soldaten mit Heimat und Volksleben verbunden sind und wie sie sich als demo-

kratische Schweizer so schwer und widerwillig unter den oft kleinlichen Zwang fügen, der nach dem Muster ausländischer, monarchischer Heere bei uns als bestes Erziehungsmittel gilt.

Ich will hier doch noch einfügen, daß es mir natürlich ferne liegt, mit meinen Darlegungen Kritik üben zu wollen. Dies würde mir auch nicht anstehen, da ich mich nicht mit Kriegswissenschaft abgegeben habe, sondern nur ehrlich und redlich meinen Dienst im Wehrkleide machte, dabei wie alle andern vielerlei beobachtete und mir als Demokrat gestattete, auch darüber nachzudenken.

Den Ausdruck „Drill“ habe ich bis jetzt vermieden, da dies ein viel umstrittener Begriff ist. Nun möchte ich das Wort verwenden für das Erzwingen der Einheitlichkeit in den mir als nebensächlich erscheinenden Neußerlichkeiten. Ich denke an den Marsch, den innern Dienst, den Wachtdienst, den Gruß, den Gewehrgriff, den Taktschritt usw.

Man verstehe mich recht: Ich meine

nicht, diese Dinge selbst seien unwichtige Neußerlichkeiten. Ich weiß gut, welche vorzügliche turnerische Vorübung für das Marschieren der Taktschritt bildet, wie wichtig der Gewehrgriff für die leichte Handhabung des Gewehres ist usw. Ich verstehe unter Neußerlichkeiten das Aussehen dieser Tätigkeiten und unter Drill die Wichtigkeit, die beim Ueben diesem Aussehen zugemessen wird.

Es ist diese Auffassung vom Drill eine ganz persönliche, und sie macht nicht den Anspruch auf Richtigkeit und allgemeine Gültigkeit. Ich glaube aber damit der vielleicht unbewußten Auffassung der Soldaten nahezu kommen, die schon beim Hören des Wortes eine gelinde Gänsehaut kriegen, weil ihnen der Drill unerbittlich jedes selbständige Handeln, jede mitgebrachte Gewohnheit verwehrt. Nichts sonst widerspricht so sehr ihrem demokratischen Gefühl wie dieser Zwang, und die meisten fügen sich ihm nur aus Furcht vor Strafe, nicht aus Ueberzeugung, und wenn es irgendwie angeht, so suchen sie ihm auszuweichen. (Fortsetzung folgt).

## Lied des Seefahrers

Was soll mir Liebe, was soll mir Ladung und Last,  
Seit ich der Sehnsucht ewige Meere befahre?  
Einsam am trogigen Mast  
Singst du, mein Segel, dein Lied in die Klare  
Schneidende Luft, flatternd in seliger Hast.

Inseln schaukelt der Schoß der See; ihr Schoß schleudert Stürme,  
Laut Peucht der Atem der Welt,  
Um mich ragen und schlagen hin die wässernen Türme;  
Einsam am krachenden Mast,  
Hoch zum Bersten geschwellt,  
Donnert mein Segel sein Lied wie ein Held.

Daß doch ewig der Schaum vom Kiele mir stiebe,  
Sturmbräut mich wahre  
Vor Gefährten und Anker, Hafen und Rast!  
Wehe dem Gast,  
Dem noch das lockendste Lager verhaßt,  
Der noch die holdeste Fessel zerhieße!  
Seit ich der Sehnsucht ewige Meere befahre,  
Was soll mir Ladung und Last,  
Was soll mir Liebe?!

Robert Faesi, Zürich.